

In Berlin wird aufgelegt

– Anmerkungen anlässlich der Verleihung des *Georg-Büchner-Preises* an Volker Braun. –

Schon Brecht hat sich bekanntlich negativ über die Weisheit geäußert. In dem Gedicht „An die Nachgeborenen“ schreibt er:

*Ich wäre gerne auch weise.
In den alten Büchern steht, was weise ist:
Sich aus dem Streit der Welt halten und die kurze Zeit
Ohne Furcht verbringen.
Auch ohne Gewalt auskommen
Böses mit Gutem vergelten
Seine Wünsche nicht erfüllen, sondern vergessen
Gilt für weise.
Alles das kann ich nicht:
Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!*

Wie wenige Gedichte Brechts hat diese wunderbare Ode die finsternen Zeiten überlebt. Ihr Geheimnis kulminiert zweifellos in dem Bekenntnis des Atheisten:

Wenn mein Glück aussetzt bin ich verloren.

Brecht bekennt sich zu der Gnade, „verschont“ geblieben zu sein. Wovon, bleibt offen, aber das Gedicht verschweigt nicht die Fährnisse:

*Ihr, die ihr auftauchen werdet aus der Flut
In der wir untergegangen sind
Gedenkt
Wenn ihr von unseren Schwächen sprecht
Auch der finsternen Zeit
Der ihr entronnen seid.*

Mit ihnen sind sicher nicht nur nazistische und stalinistische Verfolgung gemeint; es geht auch um die einfachen existenziellen Dinge des Lebens wie Essen, Trinken und ein Dach über dem Kopf haben. Die von der DDR geduldeten und/oder gepriesenen Autoren hatten mehr als das. Nur eines hatten sie nicht: die Gnade, ein derart inspiriertes Gedicht schreiben zu können...

Durchblättert man beispielsweise heute die Gedichtbände Volker Brauns, so stößt man immer wieder auf ein gequältes Bemühen, der Existenz des Arbeiter- und Bauernstaates seine Rechtfertigung zu verschaffen. Daß das in den frühen Gedichten noch mit einer Unbekümmertheit geschah, welche die Literaturbemächtiger hin und her gerissen haben mag, steht außer Frage. Brauns flotter Avantgardismus benannte ein Lebensgefühl, das auch im Westen zu gefallen wußte.

Ein linker Radikalismus, schon von Lenin als Kinderkrankheit des Kommunismus bezeichnet, verschaffte sich Gehör. Im „Zyklus für die Jugend“, in späteren Auflagen des Gedichtbandes

Provokation für mich in „Vorläufiges“ umgetitelt, schleuderte er den Sachwaltern der Jugend entgegen:

*Kommt uns nicht mit Fertigem! Wir brauchen Halbfabrikate!
Weg mit dem faden Braten – her mit dem Wald und dem Messer!
Hier herrscht das Experiment und keine steife Routine.
Hier schreit eure Wünsche aus: Empfang beim Leben.*

Man muß über solche Verse nicht lange nachsinnen, um zu erkennen, daß sie nicht mit dem Impetus des Widerstandes gegen den grauen, freudlosen Staat geschrieben waren, der sich DDR nannte, sondern als Provokation, die zu Veränderungen und Verbesserungen dieses Staates führen sollte. Seinen Gipfel erreichte Braun 1962 mit der Versifizierung von Walter Ulbrichts „Brief an die Parteiorganisatoren“, der von Paul Dessau in Töne gesetzt wurde. Diese prinzipiell positive Haltung gegenüber der Partei und dem Staat DDR hat Braun nie aufgegeben. Seine Lyrik stand bis zum bitteren Ende des „Ländchens“ (Sarah Kirsch) stets unter dem Vorzeichen, eine bessere DDR herbeizurufen. Dem entsprechend fiel Brauns Abgesang von 1989 aus:

*Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.
KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN
Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.
Es wirft sich weg und seine magre Zierde.
Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.
Und ich kann bleiben wo der Pfeffer wächst.
Und unverständlich wird mein ganzer Text.
Was ich niemals besaß, wird mir entrissen.
Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.
Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.
Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.
Wann sag ich wieder mein und meine alle.*

Angesichts der Tatsache, daß der diesjährige *Büchner-Preis* Volker Braun für sein Gesamtwerk zugesprochen wurde, fällt es heute schwer, über das durchaus nicht widersprüchliche Werk dieses Dichters unbefangen zu sprechen. 1990 belichtete Hans Mayer im kurzen Nachwort zu Brauns Gedichtband *Der Stoff zum Leben* noch einmal Brauns Dichtung im Sinne Ernst Blochs als einen Beitrag zum Training des aufrechten Ganges. Auch wenn diese Metapher etwas umschreibt, dessen Spezifikum darin besteht, daß das Training des aufrechten Ganges in einer Diktatur absolviert wurde, die alles andere beabsichtigte, als ihre Bürger zu diesem Gang zu erziehen, bleibt die Frage übrig, ob das, was Braun geschrieben hat, seine Existenz nicht letzten Endes ausschließlich Erfahrungen verdankt, die nur in der DDR gewonnen werden konnten. Es fällt nicht schwer, diese Frage in dem Sinne zu beantworten, daß Brauns Werk aus einer fortwährenden Auseinandersetzung mit der Theorie und Praxis des real existierenden Sozialismus resultiert.

Es mutet daher etwas seltsam an, wenn Volker Braun in einem Interview anlässlich der Zuerkennung des *Georg-Büchner-Preises* in der *Frankfurter Rundschau* vom 8. April d.J. auf die Frage „Nun gibt es bei vielen Autoren aus der ehemaligen DDR nach wie vor so etwas wie Abschieds- oder Trennungsschmerz. Ist das bei Ihnen auch so?“ resümiert:

Nein, das ist doch Unsinn. Zunächst: Wir haben uns immer als deutsche Dichter verstanden. In meinem ersten Gedichtband findet sich eine Widmung: Karl Mickel, deutscher Dichter. Poesie ist etwas, das durch die Grenzen geht und das sich nur versteht als ein großer Strom von vielen Autoren in der Welt, auf die man schaut. Und im Übrigen: Wir haben doch nichts verloren, wir haben eine Welt, in der wir uns befinden und in der wir uns immer befanden. (Hervorhebungen: H. C.) Wir haben jetzt vielleicht eine andere Erfahrung, einen anderen Raum von harter und merkwürdiger Bewegung, aber das ist das Element, in dem sich das Denken bewegt.

Dem steht entgegen, daß Brauns Arbeiten nach 1989/1990 eine andere Sprache sprechen. Allen voran sein Stück *Iphigenie in Freiheit*, in dem es heißt:

Und von jetzt ab und eine ganze Zeit wird es keinen Sieger mehr geben, sondern nur mehr Besiegte.

Abgesehen von einigen Blödeleien wie „DAS VOLK. Ich bin der Volker“ oder der Selbsteinsicht „Am Trog der Treue. Am Strick des Staates“ ist das Stück eine scharfe Abrechnung mit der „Wende“ à la:

*Das steht am Bierzelt und pißt an die Wand
Und grölt Parolen mit dem Volk FREIHEIT
Und Marschmusik. Das kennt keine Verwandten
Und reißt sich dies mein Ländchen untern Nagel
Für ein Spottgeld.*

Überdeutlich spricht Braun in einer „Anmerkung“

Nach der Kolonialisierung (Hervorhebung: H. C.) *sind Sieger und Besiegte ununterscheidbar in ihrer beliebigen Tätigkeit, die die Individualität auslöscht wie die Natur...*

Das Stück beschreibt ein schweres Nachwende-Trauma, indem es alle Folgen der „Kolonialisierung“, wenn auch mitunter in einer schwer verständlichen Sprache und Dramaturgie, fein säuberlich auflistet.

Als selbst Betroffener, der seinen weiteren Weg nach 1990 finden mußte, und als ein bekennender Ostler, der heute mehr oder weniger freiwillig im „Westen“ lebt, nehme ich mir das Recht, Volker Braun gerade in Hinsicht auf seine von ihm apostrophierte Rolle als „deutscher“ Dichter zu widersprechen.

Mir schmeckt die Art, wie Braun in dem o.g. Interview sein Vergangeneit wegsteckt, durchaus nicht. Zwischen der Scylla der Vergangenheit und der Charybdis der Zukunft liegt bekanntlich die Gegenwart. In dieser Hinsicht wird zu prüfen sein, ob die eigene Historizität des Dichters Volker Braun den Tatsachen entspricht, die ein Schreiben und Dichten in der Gegenwart ermöglichen oder verhindern. Es ist gar keine Frage: die Bearbeitung unserer Vergangenheit, an der wir nach wie vor schwer zu tragen haben, hat begonnen. Man wird ihr im Rest der Zeit, die uns noch gegeben ist, nicht ausweichen können. Angesichts dieser Tatsachen mißfällt es mir zutiefst, wenn unter dem Signum der vorgeblichen Unteilbarkeit der Poesie Falschgeld in den Verkehr gebracht wird. Kein anderer wie Volker Braun hat so wie er um seine Identität als DDR-Schriftsteller gerungen. Dies sei hier keineswegs in

denunziatorischer Absicht gesagt. Es stimmt jedoch nicht, wenn Braun in dem Interview unverfroren zynisch davon spricht, daß man die Schwierigkeiten, die man in der DDR hatte, „sich selbst an den Hals geholt“ hat. Auch an dieser Stelle ist ein von Braun getroffener Vergleich mit den Schwierigkeiten, die Arno Schmidt mit seiner Gesellschaft hatte, deplaciert. Erinnert er sich nicht mehr daran, daß ihm Konrad Naumann, der Berliner Bezirkssekretär der SED, einmal die standrechtliche Erschießung angekündigt hat? Tatsächlich gehört Volker Braun zu jenen Schriftstellern der DDR, denen man mit Zuckerbrot und Peitsche beikommen konnte. Ich rede hier nicht von Brauns Anfängen, als ich, gemeinsam mit Gerhard Wolf, als Lektor des *Mitteldeutschen Verlages* Halle seinen Erstling *Provokation für mich* betreute. Die immer neuen Änderungen, die er auf Anraten seiner Genossen in Leipzig in das Manuskript einbrachte, erschöpfte uns nicht nur als Lektoren, sondern sie waren vor allem von Rückversicherungen und Abmilderungen von Zuspitzungen getragen. Ähnliches erlebte ich als Dramaturg am Stadttheater Magdeburg (*Maxim-Gorki-Theater*) während der Inszenierung der *Kipper*. Braun vollzog eine Gratwanderung, die dem Inszenierungsteam oft den Schlaf raubte. Damit soll gesagt sein, daß sich auch das Training des aufrechten Ganges zwischen Kühnheit und Anpassung vollzog. Beispielhaft in dieser Hinsicht ist der letzte Akt seines Stückes *Die Übergangsgesellschaft*. Wenn Braun davon spricht, er habe sich die Schwierigkeiten, die er hatte, selbst ins Haus geholt, so ist das weniger als die halbe Wahrheit. Wie viele DDR-Autoren heute, so verschweigt Braun auch die Privilegien und Begünstigungen, die er, bis hinauf zum *Nationalpreis* 1988, genoß. (Daß er noch am 1. Mai 1989 mit erhobener Faust am Politbüro vorbeizog, ist eine Fernsehscene, die mir unvergeßlich geblieben ist. Als ich kurz danach Braun in Berlin anrief, kommentierte er meine Vorwürfe mit der Bemerkung, er habe die Faust „gegen“ das Politbüro geschüttelt...) Ich kann ohne Not an dieser Stelle durchaus von Volker Braun absehen, weil es nur sehr wenige Autorinnen und Autoren im Schriftstellerverband der DDR gegeben hat, die die ihnen angebotenen Privilegien nicht in Anspruch nahmen. Es wäre durchaus an der Zeit, auch darüber, selbst in eigener Sache, zu sprechen!

Zu den besonderen Bedingungen, unter denen in der DDR Literatur von einigem Rang entstand, gehörte auch die Abtrennung der Schriftsteller von den übrigen „Werkstätigen“. Sie war ein bewußt kalkulierter Schachzug der Partei und der Kulturinstitutionen... Das betraf sowohl die Zuteilung von Wohnraum und (West)Autos wie auch die Gewährung von Sonderhonoraren, Stipendien und Preisen. Es scheint heute, daß diese Seite der Existenz eines Schriftstellers im real existierenden Sozialismus dem Vergessen anheim fällt. So gibt es nicht wenige Fakten, die zu diesem eigentümlichen Staat gehörten, über die heute im „Osten“ kaum jemand noch spricht. Im Gegenteil: die Erinnerung daran gilt als Nestbeschmutzung oder Denunziation. Es wird sich aber auf die Dauer nicht verheimlichen lassen, daß Abkehr und Zuwendung zur DDR und der DDR zu ihren Schriftstellern nur zwei Seiten einer Medaille waren.

Meine Vermutungen von Ende 1989, die meisten Autorinnen und Autoren der DDR würden nach der Vereinigung in ein tiefes Loch des Schweigens fallen, hat sich im allgemeinen nicht bewahrheitet. Zwar hat es an Klagegesängen wie Christa Wolfs *Auf dem Weg nach Tabou* nicht gemangelt – aber auch diese sind den Verlagen willkommen gewesen und wurden mit Literaturpreisen abgesegnet.

Noch 1971 glaubte sich Braun in seinem Essay „Politik und Poesie“ scharf von der Poetik der Moderne und einer in seinem Sinne vorgeblichen „dichterische(n) Weltsprache“ abgrenzen zu müssen.

Ihre Welt ist eine alte Provinz: das Hirn im entfremdeten Schädel.

Als Beispiel dieser Entfremdung zitierte er Paul Celans Gedicht „In Mundhöhe“. Hatte Braun drei Jahre nach dem Fiasko des Prager Frühlings noch immer nicht begriffen, daß seine Feststellung „Heute ist die Poesie fortgeschritten; die sozialistische Poesie hat sprechen gelernt, und die moderne beginnt – zu verstummen“ längst ad absurdum geführt worden war? Denn in Wirklichkeit hatte doch wohl das allmähliche Verstummen der besseren Hälfte der angeblich sozialistischen Poesie längst eingesetzt. Während sich Sarah Kirsch, Wulf Kirsten, Harald Gerlach und viele andere längst von der kruden DDR-Realität abgewandt hatten, eiferte Volker Braun noch immer für den Kommunismus und gegen das Prager Experiment:

*So liegt die Stadt
Sicher, darnieder, gerettet
Womöglich, vor sich selbst und der herabstürzenden Flut
In ihren offenen Schleusen. Sicher
Geschützt und beschattet
Unter der Hand. Ungefragt verhört
Unerhört befragt
Nach ihrem Sinn.*

Es tut mir leid, dies sagen zu müssen, aber den Verordnern des *Büchner-Preises* sollte man tatsächlich noch die 1978 im *Mitteldeutschen Verlag* Halle erschienene Volker-Braun-Auswahl *Im Querschnitt* vorlegen, eine geballte Ladung sozialistischer Partei- und Staatsgläubigkeit, weitab von den üblichen Pflichtübungen, wie sie auch Sarah Kirsch, Reiner Kunze, Günter Kunert oder ich in der Frühzeit der DDR geleistet hatten...

Ihren Tribut an das „kleine wärmende Land“ (Sarah Kirsch) haben wohl fast alle Lyrikerinnen und Lyriker der DDR entrichtet. „In diesem besseren Land“ (Heinz Czechowski), dessen wirtschaftliche und geistige Beschränktheit im diametralen Gegensatz zu seinen ideologischen Ansprüchen stand und das sich 1961 einmauerte, lebten die zwischen 1933 und 1939 geborenen Angehörigen der *Sächsischen Dichterschule* in einer poetischen Enklave. Ich erinnere mich, wie tief der Schock saß, der mich erreichte, als ich nach dem Bau der Mauer zusammen mit Karl-Heinz Jakobs und Sarah Kirsch nach Frankfurt am Main und München reisen „durfte“. Die heillose Rückständigkeit der DDR wurde mir blitzartig bewußt, als ich durch die neonlichtüberfluteten Straßen der Innenstädte mit ihren überfüllten Schaufenstern ging.

Der Mauerbau erschien vielen Schriftstellern der DDR zunächst mit der absurden Hoffnung verbunden, daß die Abschirmung nach außen im Inneren mit größeren Freiheiten verbunden sei. „Gedanken eines Panzersoldaten während des Baus des antifaschistischen Schutzwalls“ hieß tatsächlich ein Gedicht Adolf Endlers, das die Titelseite des *Sonntag* zierte. Wer heute an ein derartiges Buch des *Büchner-Preisträgers* des Jahres 2000 erinnert, wird nicht nur von vielen Literaten der ehemaligen DDR in die Ecke gestellt, sondern er gilt auch im „Westen“ als Störfall. Alle meine Befürchtungen von 1989/1990, auch die DDR-Literatur könnte in Hinsicht auf ihre staatstragende Rolle in den großen Sog des Vergessens geraten, haben sich auf hohem Niveau bewahrheitet.

Als ich neulich mit einer Berliner Kollegin telefonierte, an deren süffisante Bemerkungen zu

Brauns Dramatik ich mich sehr gut erinnerte, wurde mir, als ich gelinde Bedenken zur *Büchner-Preis-Verleihung* an Volker Braun anmeldete, brüsk beschieden:

Wir haben Braun immer geliebt!

Dann wurde aufgelegt. Da stand ich denn in meiner Wohnung vor meinem Telefon wieder einmal mit dem Gefühl, ein abartiger Nestbeschmutzer zu sein, einer, der wehrlos der fast geschlossenen Phalanx der im „Osten“ Verbliebenen gegenübersteht.

Doch auch unsere Irrtümer jener Jahre, als wir an dieses bessere Land noch glaubten, erweisen sich inzwischen als Produkte von einer sich fortzeugenden Kraft. So kann es heute nicht mehr besonders erstaunen, wenn sich Günter Gaus in dem von Heinz Ludwig Arnold herausgegebenen Buch *Einigkeit aus Ruinen, eine deutsche Anthologie* mit Vehemenz dem Gedicht „Die Mauer“ von Volker Braun annimmt.

Volker Brauns Gedicht „Die Mauer“, wie ich es verstehe und bewundere, ist von vornehmster Parteilichkeit: Gegen das Populäre bekennt es sich mit Gründen zu dem Bauwerk, ohne dessen Monstrosität zu leugnen.

Brauns Gedicht, veröffentlicht 1966, steht tatsächlich in einem kontraproduktiven Gegensatz zu jener Zartheit, zu der der Dichter in jenen Jahren ebenfalls fähig war. Ich meine sein Gedicht „Nähere Heimat, Rochwitz“:

*Der Asphalt jetzt, zerfallen
Im dunklen Feld. Die Kirschbäume
Klein und zerknittert.
Der Fernsehturm mit hellen
Lichtern breitet das Vaterland
Die violetten
Streifen am Himmel Brücken
Über alten Dächern!*

*Den Geruch der Felder
Hole ich hastig ein
Vergängliches Andenken.*

*In der Tür lehnt die Mutter
Und lebt.*

Das Gedicht „Die Mauer“ findet sich merkwürdigerweise in der *Reclam-Auswahl Gedichte* von 1972, aus der ich das o.g. Gedicht zitiere, nicht. War es Braun inzwischen peinlich geworden oder war das Thema „Mauer“ bereits so zum Tabu erstarrt, daß es die Herausgeber Christel und Walfried Hartinger nicht aufzunehmen wagten? fragt man sich zunächst. Stattdessen aber stößt man auf das Gedicht „Die Grenze“, das mit dem Gedicht „Die Mauer“ völlig identisch ist...! Auch wenn die List des Autors durch die Änderung des Titels das Tabu umging – wir kennen das ja aus unserer eigenen Praxis zur Genüge, so wenn man aus den Halle-Neustädter „Wohngefängnissen“ „Wohnverliese“ machte, die in der Zensurbehörde durchgingen –, es bleiben die martialischen Schlußverse:

*Laßt nicht das Gras wachsen
Über die offene Schande: es ist
Nicht eure, zeigt es.*

Enttäuscht stellt man schließlich fest, daß Braun auch 1972, elf Jahre nach dem Bau der Mauer, noch immer am Strick der Treue hing...

Es scheint, daß der aus kleinbürgerlichen Dresdner Verhältnissen stammende Dichter schwer am Trauma seiner Herkunft zu tragen hatte und das durch eine besondere Forscherheit in seinem durchgehenden Bekenntnis zum Arbeiter- und Bauernstaat wettmachen wollte. Nur so erklärt sich sein fortwährendes Ringen mit den Vorgaben der Partei und des Staates noch bis in die Gegenwart hinein. Daß er noch immer nicht von den Wertvorstellungen des Sozialismus leninistischer Prägung Abschied genommen hat, verrät nicht nur ein Text über seine Heimatstadt Dresden (FAZ, 13. Februar 1995), in dem zum Schluß von einem Traum die Rede ist, „der den Bau der Gesellschaft einbegreift“, sondern auch jene Passage aus dem Interview in der *Frankfurter Rundschau*, in dem Braun auf die Frage „Ärgert Sie, wie in der alten Bundesrepublik mit der DDR-Vergangenheit umgegangen wird?“ antwortet:

Das ist ein monströser und unglücklicher Vorgang, daß man so einseitig, einäugig auf die alten Verhältnisse blickt, etwa auf die Arbeit von Sicherheitsdiensten, als wären diese nur die Eigenart der östlichen Gesellschaft... Oder die Anmaßung, Willkür und Korruption der Politik. (Hervorhebung H.C.)

Abgesehen davon, daß offen bleibt, welche Art von Sicherheitsdienstleistungen hier Braun im Auge hat – die höheren Indianerspiele von Sascha Wolf und Konsorten oder die miesen Bespitzelungen, die unsere Akten jetzt ausweisen, ist mir nicht bekannt, daß Braun zu DDR-Zeiten je seine Stimme gegen Willkür und Korruption der DDR-Politiker erhoben hat. So, wie die fundamentalistischen Genossen der PDS die Freiräume der Demokratie rücksichtslos ausschreiten, um ihre Ressentiments gegen die bürgerliche Gesellschaft an den Mann zu bringen, nützt auch Braun die freilich wirkungslosen Spielräume der Freiheit, um das alte aus der Mottenkiste der Hermlinschen „In den Kämpfen unserer Zeit“ entstandene Klischee von der „Herausforderung für die Härte des Blicks“ ins Gespräch zu bringen. So wundert es nicht, lesen zu müssen:

Es ist eine heutige Mystifikation, daß so etwas wie Zensur an eine einzelne Gesellschaft gebunden ist. Die Gesellschaften setzen sich zur Wehr gegen Wahrheiten, die die Selbstsicherheit und Stabilität der Verhältnisse empfindlich stören. (Hervorhebung H. C.)

Der alte Schleim von der gesellschaftlichen Wirksamkeit der Künste wird hier noch einmal aufgekocht, dieses Mal allerdings unter dem Vorzeichen der hoffnungslosen Zurückgebliebenheit eines Dichters, der noch immer glaubt, er habe durch sein Schreiben etwas bewirkt und er könne auch weiterhin etwas bewirken...

Daß auch Braun wie alle, die etwas vorzubringen hatten, von der Stasi beargwöhnt und beobachtet wurde, ist kein Argument für die Wirksamkeit des Wortes im vermeintlich sozialistischen Gemeinwesen. Die Grenzen, welche die DDR dem Wort setzte, waren im Prinzip derart eng bemessen, daß auch die kleinste Ermunterung in Richtung auf ein Mehr an Freiheit schon hinreichend verdächtig war, um zum Schweigen gebracht zu werden. Die Alternative dazu war lediglich im Verlassen der Diskussionsebene zu finden, in deren engen

Grenzen eben noch über die Verbesserungen der DDR gesprochen werden konnte. Daß Volker Braun diese Diskussionsebene vor allem mit seinen Stücken, hier voran *Die Übergangsgesellschaft*, und mit der *Unvollendete(n) Geschichte* erweitert hat, soll nicht bestritten werden. Aber er hat diese Ebene im Gegensatz zu anderen nie verlassen! Es gehört zur Tragik einer Gestalt wie Volker Braun, schon zu Lebzeiten historisch geworden zu sein, und zwar in dem Sinne, daß er als ein Monument der Vergeblichkeit in die Gegenwart hineinragt.

Sein lyrisches Werk jedenfalls, von dem hier vornehmlich die Rede ist, bezeugt die Qual eines Poeten, der sich vergeblich darum bemüht, mit einer Freiheit zurecht zu kommen, die alles andere auf die Tagesordnung gesetzt hat, als „die Selbstsicherheit und Stabilität der Verhältnisse“ durch Gedichte, Stücke und Erzählungen „empfindlich zu stören“.

Noch bis in die Adaption des Goetheschen Lebensgefühls hinein („Im Ilmtal“) wird das Bemühen deutlich, einen Gegenentwurf zu konstituieren, dem nichts fremder ist als das Bemühen, die Existenz des Ichs als die einer Entfremdung zu begreifen, die von der Vergeblichkeit der Integration gezeichnet ist. Brauns Phantom ist auch in diesem Gedicht von einer Utopie eingekreist, die von einer besseren und immer mehr sich zum Besseren veränderten Welt bestimmt wird. Wohin die Änderung der „Flüsse und Städte“, auf die in dem Gedicht positiv gehofft wird, geführt hat, hat die ökonomische und ökologische Pleite der DDR mit aller Endgültigkeit bewiesen. Als Braun besagtes Gedicht schrieb und darin die Freunde mit pathetischen Versen anrief, war er mitsamt seinen Hoffnungen schon weitgehend isoliert.

Eine neue Dichtergeneration, versammelt in der von Elke Erb herausgegebenen Anthologie *Berührung ist nur eine Randerscheinung* (1986), betrat die Bühne. Illusionslos und harsch waren diese Poeten schon lange ins Lager des „Klassenfeinds“ übergelaufen. Sie erkannten das Quälende, das sich in den dialektischen Vermittlungsversuchen und dem antithetischen Gehabe Brauns verbarg. Aber auch Brauns Generationsgenossen, die mit ihm angetreten waren, hatten sich in der Mehrheit schon lange vom sozialistischen Traum abgewandt und, wie Sarah Kirsch, das Land verlassen oder sie ließen sich auf keine Debatte um die weitere Verbesserung dieses besseren Landes mehr ein.

In den quasi als Anhang zur Buchausgabe der *Unvollendeten Geschichte* von 1988 erschienenen Anekdoten findet sich eine, die unter dem Titel „Sozialistische Demokratie“ fungiert und die hier zitiert zu werden verdient: „Der alte Dessau“ – es handelt sich um den Komponisten Paul Dessau –

nannte, in einer wirschen Diskussion, die Kommunalwahlen in der Deutschen Demokratischen Republik die – bevor das erstaunliche Wort fällt: er hatte die Wahlen unter dem Kaiser, bei den Sozialdemokraten und den Yankees erlebt – demokratischsten der letzten tausend Jahre. Seine Zuhörer lächelten traurig. Aber Dessau ging, am bekanntgemachten Tage, in seinem Wohnort Zeuthen zur Vorstellung der örtlichen Kandidaten, nutzte seine Pflicht, sie ein wenig kennenzulernen, und indem es ihm, durch klare Fragen, gelang, scheiterten zwei und mußten durch geeignetere ersetzt werden.

Wann man auch immer in den vollen Topf des Werkes Volker Brauns hineingreift: immer wieder findet man, ob man will oder nicht, ein Beispiel seiner reformsozialistischen Haltung, in dem die geeigneteren Kandidaten sogleich zur Stelle sind. Dem Leser der Anekdote wird immerhin noch suggeriert, die aktive und listige Haltung eines Paul Dessau habe etwas an

den Tatsachen, die in Wirklichkeit heillos in den Abgrund führten, verändert. In Wirklichkeit jedoch gab es nur eine einzige Alternative zu den Wahlen in der DDR: dem Wahllokal fernzubleiben.

Es geht im Fall von Volker Braun schon lange nicht mehr darum, daß dieser Dichter am Strick der Treue zu seiner Partei und seinem Staat gehangen hat. Wichtiger ist die Tatsache des Scheiterns einer poetischen Konzeption, die der eigenen Begabung immer wieder Fallstricke und Hindernisse in den Weg gelegt hat. Läse man Brauns Werk selbst nur als Chronik der „sozialistischen“ Episode deutscher Geschichte, würde man vergeblich – etwa im Vergleich zum Werk Heiner Müllers – nach existentiellen Einbrüchen der Verzweiflung oder der Depression angesichts des gesellschaftlichen Debakels der DDR und des sozialistischen Lagers suchen.

Die endlose Litanei, die keiner Alternative zum Leben in einem wie auch immer gearteten Sozialismus Raum läßt, zieht sich bis in die Gegenwart. Für Braun ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, in einer bürgerlichen Gesellschaft eine Alternative zum Vegetieren im grauen Schlamm des real existierenden Sozialismus zu erblicken. Daß er die Vorzüge dieser Gesellschaft wahrnahm, ist allerdings nicht zu bezweifeln. Wie viele ehemalige DDR-Bürger noch heute, hätte er gern die Segnungen des kapitalistischen Konsums im sozialistischen Einerlei aufgehoben.

Selbst durch die *Unvollendete Geschichte*, die Brauns Ruhm als dissidentischer Autor begründete, geistert noch jene Hoffnung, die, einer Utopie gleich, das Bessere hinter den schlechten realen Verhältnissen ahnt. Daß das Bewußtsein nicht zu sich selbst kommen kann, sondern seine Bestätigung im Jenseits der Gegenwart sucht, kennzeichnet Brauns Poetologie. Von hier aus läßt sich sowohl Größe wie Eingeschränktheit seiner Bemühungen bestimmen. Es gehört zu den Eigenarten dieses Dichters, fast ganz von sich abzusehen. Nur sehr indirekt entsteht nach der Lektüre seiner Bücher so etwas wie ein autobiografisches Porträt des Autors. Man spürt immer, daß es Braun vor allem darum geht, durch die Projektion einer Utopie selbst zu überleben. Ähnlich wie im Werk seines Lehrers Ernst Bloch gleicht Brauns Werk dem „Abriß der Sozialutopien“, die Bloch aus der Sicht des Philosophen hinterlassen hat. So durchzieht auch die Prosa Brauns vor allem ein aufklärerischer Gestus, der nicht selten in pure Didaktik umschlägt. In der *Unvollendete Geschichte* markieren die in Großbuchstaben geschriebenen Wörter mehr als nur einen Fingerzeig für den Leser, dem Impetus des Autors zu folgen. In einer Art Verfremdung wird durch sie für den Leser ein „Sicherheitsabstand“ zur eigentlichen Substanz des Textes hergestellt, der vor einer Identifikation des Lesers mit den Figuren warnt. Frank und Karin, die Protagonisten des Textes, sind quasi Lehrbeispiele für das Versagen der Gesellschaft im Angesicht der sich abspielenden Tragödie. Auch wenn der Sound mitunter an Büchner erinnert – letzten Endes steht die *Unvollendete Geschichte* ganz in der Tradition der Kalendergeschichte, vor allem der Brechts. So entsteht auch im Ganzen der Eindruck, daß die Vollendung des Beispiels zu einem guten Ende nur in einer Gesellschaft möglich ist, die sich, wie in der DDR, nicht mit sich selbst erledigt. Es ist durchaus nicht DDR-typisch, daß ein Mensch, der zwischen allen Stühlen sitzt wie Karin, einen Riß zwischen sich und der Welt empfindet:

In manchen Sekunden war der Schreck so groß, daß sie keinen Zusammenhang mehr fand mit der Wirklichkeit. Sie suchte sich zu erinnern, wie sie gelebt hatte, aber sie ahnte es nur, es lag ein breiter Graben zwischen jetzt und sonst.

Während solcher Momente glaubt man die Einfühlung des Autors in seine Figuren zu spüren; und Braun scheint der ideologischen Überlagerung des Themas zu entkommen. Kein Zweifel – die *Unvollendete Geschichte* zeigt eine schreckliche Wirklichkeit, aus der es, wie aus der Hölle, kein Entkommen mehr zu geben scheint. Alle Figuren sind Gefangene ihrer schlechten Träume. Wie in Mickels Gedicht „Der See“ der Kreislauf von Leichen und Laich ist es hier die vergebliche Anstrengung im längst schon verlorenen Wettlauf mit dem anderen System:

Der Wettlauf mit den Toten, wir Totengräber jagen dem Kapitalismus nach über den Friedhof unserer Pläne.

In dieser Einsicht des anonymen Bezirkssekretärs kulminiert das Verständnis des ganzen Textes... Demgegenüber scheint die menschliche Tragödie, die sich zwischen den Zeilen abspielt, fast bedeutungslos.

Zehn Jahre nach der sog. Wende lesen sich Sätze wie „Die größte Verschmutzung haben wir hinter uns, auf keinen Fall wird es schlechter. In Zukunft – kanns sogar noch besser werden.“ wie die Offenbarung eines Zynikers, der ja Braun von seinem innersten Wesen her gewiß nicht ist.

„Was bleibt?“ fragte sich vor einigen Jahren Christa Wolf. Von der DDR ist nicht viel mehr geblieben als das zähe, überständige Bewußtsein in vielen Köpfen ihrer ehemaligen Bürger. Aber „Der Raum für das Gedächtnis“ beginnt sich allmählich zu öffnen. Wie eng da Falschheit und Wahrheit beieinander liegen, erfahren wir beispielsweise aus den Selbstbetrachtungen des ehemaligen Stasi-Generals Sascha Wolf. Die gleiche Sympathie, die diesem Mann aus dem Herzen vieler seiner Zeitgenossen entgegenschlägt, dürfte auch Volker Braun erreichen. Er hat wie kein anderer der DDR ein Denkmal gesetzt, dessen Material weniger aus Poesie als vielmehr aus hochbrisanten politischen Einsichten ins Wesen dieses vergangenen Staates besteht. Die gepriesene Dialektik, die als Denkmodell angewandt wurde, um die Existenz dieses Staatsgebildes zu rechtfertigen, könnte sich in ihr Gegenteil verkehren: Insofern hat Volker Braun recht, wenn er sagt, er habe sich „immer als deutsche(r) Dichter verstanden“. Allerdings ist dieses Deutschland in seinem Werk nur die kleinere Hälfte des im Herbst 1989 vom „Volk“ herbeigerufenen einigen Vaterlands gewesen. Ob es sich beim Schreiben noch zu einem Ganzen fügen wird, steht dahin. Wie sich das Gemeinte und das Gesagte zueinander verhalten, wird im Werk Volker Brauns besonders auffällig. Und wenn man bedenkt, welche Plagen er mit der kritischen Rechtfertigung seines Staates auf sich genommen hat, dann kann einem der Mann schon fast wieder leid tun...

Heinz Czechowski, Ostragehege, Heft 18, 2000